

Umständen ebensogut ein Objekt der Tragödie sein wie Lady Macbeth und König Lear«, so schlug das aller Tradition revolutionär ins Gesicht. Aber Hauptmann ging noch weiter: in den »Webern« stellte er die namenlose Masse der Hungerleider unserer Tage und in »Florian Geyer« die wimmelsende Menge der geschundenen Bauern des sechzehnten Jahrhunderts selbst in den Mittelpunkt seiner Bühnenwerke. Der bis dahin für unumgänglich gehaltene Einzelheld verschwand — die Masse selbst in ihrem Leid und in ihrem Kampfe wurde zur Trägerin der Handlung. (Schluß folgt)

## Urkommunismus?

Von Heinrich Cunow

### 1. Der Urkommunismus und die Wirtschaftsforschung

Die große Bedeutung, die nach der Beendigung des blutigen Völkerringens der Jahre 1914/18 in verschiedenen Staaten Europas die kommunistischen Richtungen der revolutionären Arbeiterbewegung erlangt haben, hat dazu geführt, daß neuerdings in kommunistischen und sozialistischen Propagandaschriften wieder vielfach an alte Vorstellungen über einen angeblich in den Anfangsstadien menschheitlicher Entwicklung überall verbreitet gewesenen »Urkommunismus« angeknüpft und dieser Kommunismus als ein in der Natur des primitiven Menschen begründeter »Naturzustand« hingestellt wird. Dabei zeigt sich, daß die Verfasser solcher Schriften nicht selten noch völlig in jenen naiven Naturrechtsanschauungen befangen sind, wie sie uns in den utopistischen Staats- und Reiseromanen des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts, in Morelles »Code de la nature« und in Rousseaus »Discours sur l'inégalité parmi les hommes« entgegentreten. Die alte naturrechtlich-utopistische Begründung der sozialistischen beziehungsweise kommunistischen Forderungen liegt, wie es scheint, nicht nur einem großen Teil der Arbeiterschaft, sondern auch — ohne daß sie sich dessen oft selbst bewußt werden — manchen sozialistischen Theoretikern so tief im Blute, daß sie sich nur sehr schwer davon loszumachen vermögen.

Wesentlich beigetragen hat zur Erhaltung der alten Ansicht, daß auf den untersten Stufen der Menschheitsentwicklung, im sogenannten »Naturzustand«, es nur Gemeinbesitz, keinerlei Privateigentum gegeben habe, die geringe Kenntnis jener Wirtschaftsformen, die wir bei den heutigen niedrigstehenden Naturvölkern finden. Erst in jüngster Zeit hat die Wirtschaftshistorik begonnen, sich mit dem Wirtschaftsleben der am tiefsten auf der Entwicklungsleiter stehengebliebenen Jäger- und Fischervölker zu beschäftigen. Zwar fehlt es in der ethnologischen Literatur nicht an kurzen Schilderungen der Wirtschaftskultur einzelner primitiver Völker; aber man sah in den geschilderten wirtschaftlichen Zuständen lediglich spezielle Wirtschaftsformen, wie sie sich entsprechend den besonderen Naturanlagen und Eigenschaften der einzelnen Völker herausgebildet hatten. In ihnen frühzeitige Entwicklungsformen des allgemeinen wirtschaftlichen Entwicklungsganges zu sehen, sie zu vergleichen, ihre Ursachen und Entstehungsbedingungen zu erforschen und sie als Baumaterialien für eine systematische Entwicklungsgeschichte der Wirtschaftsformen zu verwenden, fiel weder dem Wirtschaftshistoriker noch dem Ethnologen ein.

Noch heute besitzen wir keine Wirtschaftsgeschichte, die uns an der Hand der ethnologischen Forschungen schildert, wie sich allmählich unter dem Einfluß der besonderen geographischen und klimatischen Verhältnisse die Wirtschaftsweise der sogenannten Natur- und Halbkulturvölker bis zur Stufe der beginnenden Feudalwirtschaft entwickelt hat. Wohl besitzen wir Schriften über die Wirtschaftszustände einzelner Naturvölker, auch Darstellungen einzelner wirtschaftlicher Teilerscheinungen, wie zum Beispiel der Anfänge des Handels, des Schiffsverkehrs, der Geldentstehung usw., aber kein größeres Werk, das uns einen Überblick über den gesamten wirtschaftlichen Entwicklungsgang von der primitiven Jagd- und Sammelfufe an bis zu den Anfängen der kapitalistischen Wirtschaft bietet.

Zum Teil mag an diesem Mangel einer Darstellung der wirtschaftlichen Urformen die Schwierigkeit schuld sein, die sich dem Wirtschaftshistoriker bei der Sammlung zuverlässiger Angaben und Nachrichten entgegenstellt. Das nötige Material zum Aufbau einer solchen Urwirtschaftsgeschichte ist über viele ethnologische, anthropologische, folkloristische, kulturhistorische Spezialfachschriften in verschiedenen Sprachen zerstreut, daher schwer zu beschaffen. Es ist ferner oft unzuverlässig und in der dargebotenen Form nicht verwendbar, so daß Nachprüfungen und Vergleiche nötig werden, die nicht ohne ein Eindringen in den Geist der Sprache des betreffenden Naturvolkes möglich sind, also zeitraubende Sprachstudien erfordern. Und drittens muß — falls nicht ein falsches Wirtschaftsbild entstehen soll — derjenige, der sich zu solcher Forschungsarbeit bequemt, nicht nur die Wirtschaftsverhältnisse allein untersuchen, sondern zugleich auch, inwieweit diese mit den Naturbedingungen des betreffenden geographischen Gebiets, mit der Technik, mit der gesamten sozialen Organisation der Bewohner zusammenhängen.

Das sind große Anforderungen. Doch sind sie es nicht allein, die bisher gründliche Darstellungen der primitiven Wirtschaftsformen in ihrer entwicklungs geschichtlichen Aufeinanderfolge verhindert haben. Auch die uns von der englisch-liberalen Nationalökonomie überlieferte Betrachtung der kapitalistischen Wirtschaftsweise als etwas Naturgegebenes, in seinen Grundformen und Kategorien schon immer Vorhandenes hat wesentlich zu diesem Mangel beigetragen. Indem jene Lehre die kapitalistischen Verhältnisse gewissermaßen als natürliche, schon seit dem Anfang alles gesellschaftlichen Wirtschaftens in primitiver Form bestehende Wirtschaftsbeziehungen auf faßte, die sich nur nach und nach immer mehr kompliziert hätten, also bereits die Urwirtschaft mit Lohnarbeit, Unternehmerngewinn, Handelsprofit usw. ausstattete, hinderte sie die geschichtliche Betrachtung des Wirtschaftsverlaufs und die Unterscheidung der Aufeinanderfolge der einzelnen Wirtschaftsstufen nach ihrer Eigenart.

Zwar die im vorigen Jahrhundert aus den englischen und holländischen Kolonien einlaufenden Berichte über die alten Wirtschaftsformen der dortigen Eingeborenen wie auch die Ergebnisse der einsehenden Spezialforschungen über die frühere Agrarwirtschaft der alten Germanen, Kelten und Slaven zeigte, daß der kapitalistischen und feudalen Wirtschaftsweise schon andere, mehr oder minder agrarkommunistische Wirtschaftsweisen vorausgegangen waren; aber nun wurden meist die neu entdeckten landwirtschaftlichen Betriebsformen der Inder, Javaner, Azteken usw. einfach als »Urwirtschaftsformen« und »Ureigentumsformen« aufgefaßt, obgleich schon eine

oberflächliche Betrachtung des Kulturlebens dieser Völker zeigte, daß sie nicht mehr zu den Naturvölkern gezählt werden durften, ihre Wirtschaftsformen also auch nicht mehr Urformen sein konnten, und obgleich schon damals die Berichte über das Wirtschaftsleben der nord- und südamerikanischen Indianer sowie der Südseevölkerschaften bewiesen, daß den »Urformen« der alten Germanen, Kelten, Inder usw. noch ältere Wirtschafts- und Besitzformen vorangegangen seien.

Einige Wirtschaftshistoriker haben zwar neuerdings begonnen, sich mit der »Wirtschaft der Naturvölker« zu beschäftigen, doch nur wenige; die meisten ignorieren noch immer die Wirtschaftsgealtungen der Urzeit. Soweit aber in einzelnen Fällen Wirtschaftshistoriker sich herbeigelassen haben, auch die wirtschaftlichen Einrichtungen der sogenannten Naturvölker, speziell der Jäger- und Fischervölker in den Kreis ihrer Untersuchung und Darstellung zu ziehen — am bekanntesten dürfte Karl Büchers Versuch in seiner »Entstehung der Volkswirtschaft« geworden sein — ist, von einzelnen Monographien abgesehen, das Ergebnis ein völlig unzulängliches. Denn erstens gehen diese Historiker durchweg von den begrifflichen Unterscheidungen der modernen liberalen Volkswirtschaftslehre aus und wenden sie auf die primitiven, urwüchsigen Wirtschaftsverhältnisse an, und zweitens unterscheiden sie meist nicht die einzelnen Wirtschaftsstufen nach dem Grade der technischen Entwicklung in ihrem Zusammenhang mit den Naturbedingungen, der Art der Unterhaltsgewinnung und der sozialen Gliederung, sondern fassen einfach Völker verschiedener Entwicklungsstufen unter dem Begriff »Naturvölker« zusammen, stellen die von diesen betriebenen Wirtschaftspraktiken auf Grund äußerer Ähnlichkeiten zusammen und ziehen dann daraus ihre Diagonalen.

Soll aber die Untersuchung einen Wert haben, muß sie mit den niedrigststehenden Völkern beginnen und unter Berücksichtigung der verschiedenartigen durch Klima, Bodengestaltung, Wild-, Fisch- und Pflanzenreichtum gebotenen Lebensbedingungen zu höheren Entwicklungsstufen vordringen. Leider läßt sich eine solche Untersuchung, selbst wenn man sie auf die Frage: »Wie weit finden wir bei den Naturvölkern einen sogenannten Urkommunismus, und wie sieht dieser Urkommunismus aus?« beschränkt, in zwei, drei oder selbst vier Artikeln nicht durchführen. Der knappe Raum der Neuen Zeit zwingt mich, meine Ausführungen auf eine kurze Darstellung des allgemeinen Entwicklungsganges zu beschränken.

## 2. Der sogenannte Urkommunismus der Tasmanier

Welcher Volksstamm unter den uns näher bekannt gewordenen Naturvölkern ist technisch und wirtschaftlich der niedrigststehende, und welcher ist am wenigsten in seiner Entwicklung von höheren Kulturen beeinflusst worden — an welchem kann man also am besten die unterste Stufe des primitiven Wirtschaftslebens studieren? Nach meiner Ansicht an den Tasmaniern, den Bewohnern des früheren Vandiemenland, der jetzt meist nach ihrem Entdecker, dem holländischen Seefahrer Abel Janzoon Tasman »Tasmania« genannten großen Insel im Südosten des australischen Kontinents — einer Bevölkerung, die zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts noch auf annähernd 6000 Köpfe geschätzt wurde, seit 1876 aber völlig ausgestorben oder

richtiger gesagt infolge der Berührung mit der höheren westeuropäischen Kultur hinweggeschmolzen ist.

Durchweg wurden früher die Tasmanier als nahe Verwandte der Australier, meist als ein aus Viktoria oder Neusüdwaales eingewandertes Zweigstamm der australischen Eingeborenen betrachtet, ist doch Tasmanien vom Festland nur durch die etwas über 200 Kilometer (ungefähr 27 deutsche Meilen) breite Bassstraße getrennt. Tatsächlich läßt sich auch eine gewisse Verwandtschaft zwischen der tasmanischen und den australischen Sprachen nicht verkennen, doch ist der Unterschied zwischen beiden weit größer als zum Beispiel zwischen der deutschen und der spanischen Sprache, so daß man zu der Annahme gezwungen wird, wenn wirklich die Tasmanier einst aus dem Süden des australischen Kontinents in Tasmanien eingewandert sein sollten, diese Einwanderung vor Tausenden, vielleicht vor Zehntausenden von Jahren erfolgt sein muß. Dazu kommt, daß den Tasmaniern verschiedene, für die primitive Kultur der australischen Festlandstämme geradezu typische Waffen und Jagdgeräte fehlen, zum Beispiel der Bumerang und der Wumera (das zum Speerwerfen benutzte Wurfbrett): ein Unterschied der Waffen beziehungsweise Werkzeugtechnik, der mit ziemlicher Sicherheit darauf schließen läßt, daß zu der Zeit, als die Tasmanier auswanderten, auf dem australischen Festland Bumerang und Wumera noch nicht im Gebrauch waren.

Und noch größer ist der Unterschied der Schädelbildung, des Gesichtsausdrucks, des Haares zwischen den Bewohnern des Festlandes und Tasmaniens (die Australier haben zum Beispiel schlichtes, straffes Haar, die Tasmanier hingegen richtige Wollköpfe). Schon im sechsten, siebten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts haben diese unverkennbaren Unterschiede denn auch eine Reihe englischer und französischer Anthropologen veranlaßt, die Tasmanier den Melanesiern oder Negritos zuzuzählen, die einst einen großen Teil Westozeaniens, bis hinauf zu den Andamaninseln, Malakka und den Philippinen bevölkert haben.

Auf diese Streitfrage der Abstammung näher einzugehen, hat keinen Zweck. Ich habe sie nur deshalb herangezogen, um darzutun, daß, wenn wirklich Tasmanien einst vom australischen Festland, von den Inselgruppen der Torresstraße oder von Neuguinea aus bevölkert sein sollte, dies in einer sehr weit zurückliegenden grauen Vorzeit geschehen sein muß, als noch kaum die ersten Anfänge der später von den Europäern bei diesen Völkerschaften vorgefundenen primitiven Kulturen vorhanden gewesen sein können — demnach also die Entwicklung der Tasmanier als eine *autokthone* betrachtet werden muß.

Aus dieser Abgeschlossenheit der Bewohner Tasmaniens vom Verkehr höherstehender Rassen erklärt sich auch ihre wirtschaftliche und technische Rückständigkeit, selbst im Vergleich zu den Australiern. Freilich, die allerunterste Stufe der Jäger- und Sammelwirtschaft veranschaulicht uns auch das Wirtschaftsleben der Tasmanier nicht. Notwendig muß ihrem Jägerleben, wie es die ersten europäischen Ansiedler vorfanden, noch eine tiefere Stufe vorausgegangen sein, wo auch der rohe zugespitzte Holzspieß und der behauene Stein noch nicht vorhanden waren und die Tasmanier oder ihre Vorfahren nur mit Knüppeln und aufgespaltenen spitzen Schlag- und Wurfssteinen bewaffnet in kleinen Rudeln über weite Landflächen dahinzogen.

Über diese Anfangsstufe des Wirtschaftslebens waren zur Zeit ihrer Entdeckung auch die Tasmanier schon längst hinaus. So primitiv uns auch ihre Waffen und Werkzeuge vorkommen mögen, waren sie doch immerhin schon das Erzeugnis einer längeren Entwicklung. Bogen und Pfeil kannte der Tasmanier nicht, ebensowenig, wie schon erwähnt, den australischen Bumerang und den Wurfftock (Wumera). Seine Waffen bestanden aus einfachen Holzlanzen ohne Stein- und Muschelspitzen, nur zugespitzt und im Feuer gehärtet. Neben solchen 3 bis  $4\frac{1}{2}$  Meter langen Stoßspeeren hatten die Tasmanier ebenso einfache Wurfspeere, die lediglich mit der Hand geschleudert wurden, ferner ungefähr 50 bis 80 Zentimeter lange Keulen, am dicken Kopfende leicht abgerundet, und schließlich noch leicht behauene Schlag- und Wurffsteine, meist nur an einer Seite zugeschlagen (refuschiert), ähnlich den Schlagsteinen (Faustkeilen) der älteren europäischen Präs-Chellean-Periode. Rechnet man dazu als Werkzeug benutzte rohe Flintstein- und Muschelschaber sowie primitive Steinmesser und -bohrer, so ist damit der ganze Reichtum der Tasmanier an Waffen und Werkzeugen erschöpft. Zu der Kunst, die Schlagsteine oder Faustkeile an kurzen Stöcken zu befestigen und dadurch derartige Steinbeile oder Steinärzte herzustellen, wie sie die Australier besitzen, waren die Tasmanier, wie sich aus verschiedenen Verhandlungen und Untersuchungen der Royal Society of Tasmania (besonders kommen die Verhandlungen im Juni 1873 in Betracht) ergibt, zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts noch nicht gelangt.

Auch so etwas wie eine Stammesorganisation besaßen die Tasmanier nicht. Sie waren in kleine, selten mehr als 30 bis 50 Personen (Männer, Frauen und Kinder zusammengerechnet) umfassende Horden und Rudel geteilt, die, ohne eigentliche Häuptlinge, sich völlig selbst regierten, das heißt in denen die erwachsenen Männer die Leitung hatten. Jede solche Horde bildete für sich eine autonome Gruppe, doch hatte sich hin und wieder zwischen benachbarten Horden ein Freundschaftsverhältnis entwickelt.

Im größeren Teil des Jahres zogen diese Horden ständig umher. Bald schlugen sie hier, bald dort ihr Lager auf. In der wärmeren Jahreszeit blieben sie fast nie länger als zwei, drei Tage auf einem Lagerplatz. Nur in der Regenzeit suchten sie gern bekannte Höhlen, geschützte Gebirgsschluchten und Felsüberhänge oder dergleichen auf, um dort, wenn möglich, den Anbruch der neuen Jahreszeit abzuwarten. Zelte oder Hütten, die sie gegen Regen oder Kälte hätten schützen können, besaßen sie nicht. Solches Wandern darf man sich jedoch nicht als ein planloses Hin- und Herziehen, ohne bestimmte Richtung und ohne Ziel, vorstellen. Vor jedem Fortziehen nach einem anderen Ort bestimmten die älteren Männer der Horde, wohin die Reise gehen und wo des Abends das Lager aufgeschlagen werden sollte. Nicht immer wanderten sämtliche Mitglieder der Horde zusammen in einem Haufen. Die Horden spalteten sich vielmehr oft in zwei, auch wohl drei Teile, die auf verschiedenen Wegen demselben Ziele zustrebten und spätestens nach drei, vier Tagen an einem bestimmten Ort wieder zusammentrafen.

Der Zweck solcher Teilung in kleine Wandertroups war die bessere Ausnutzung der Jagdgelegenheit, die sich während des Umherziehens darbot. Die erwachsenen Männer lagen nämlich auf dem Marsche zugleich der Jagd ob. Sobald sie irgendein jagdbares Wild, Känguruh, Opossum, Wombat usw. erblickten, nahmen sie sogleich dessen Verfolgung auf. Sie gingen deshalb

auch gewöhnlich dem Trupp in einiger Entfernung voraus, vornehmlich wenn die ganze Horde zusammen wanderte. Auch die Frauen benutzten das Wandern zugleich zur Nahrungssuche, zum Einsammeln von Wurzeln, Knollen, Beeren, Pilzen sowie von Vogel- und Ameiseneiern, Insekten, Würmern und, falls die Wanderung an den Meeresbuchten oder Flußufeln vorbeiführte, auch zum Einsammeln von Muscheln, Krebsen, Wassereidechsen usw.

Diese Art des Wanderns hatte zur Folge, daß meist die Frauen mit den Kindern vor den noch irgendwo jagenden Männern auf dem zum Lagern ausersehenen Platz eintrafen, in der Regel schon einige Zeit vor Sonnenuntergang. Wenn das der Fall, dann stellte die Frau die primitive Hütte her, die meist lediglich aus einem rohen mit Zweigen bedeckten Windschirm bestand. Nur wenn geplant worden war, einige Nächte auf dem Lagerplatz zu verweilen, wurde eine etwas festere Hütte errichtet, indem einige in die Erde gesteckte Pfähle durch Grasstricke miteinander verbunden und mit abgerissenen Zweigen, Baumrinde, Farrenblättern usw. bedeckt wurden.

Jede Horde hatte ihr bestimmtes großes Wanderungs- und Jagdgebiet (oft 500 bis 700 Quadratkilometer groß), das als ihr Eigentum galt und dessen Grenzen von den benachbarten Horden nicht überschritten werden durften, wenn sie es nicht auf Streit und Kampf ankommen lassen wollten. Zwar waren diese Jagdreviere nicht durch irgendwelche Grenzmarken voneinander geschieden, die Grenzzeichen bestanden lediglich in Flußläufen, Sümpfen, Höhenzügen, Schluchten usw., aber die mit ihrem Gebiet aneinanderstoßenden Horden wußten dennoch recht wohl, wo ihr Revier aufhörte und das der Nachbarhorde begann.

Zu einem Anbau von Bodenfrüchten irgendwelcher Art waren vor ihrer Bekanntheit in den Europäern die Tasmanier nirgends gelangt. Keinerlei Spuren in ihren Einrichtungen, Überlieferungen und ihrer Sprache weisen darauf hin, daß sie auch nur jemals versucht hätten, irgendeine Pflanze anzubauen. Und ebensowenig verstanden sie etwas vom Fischfang, wie ihnen denn auch alle dazu nötigen Geräte: Fischspieße, Harpunen, Netze, Angelhaken und Angelschnüre, Fischkörbe usw. fehlten. Alle älteren und neueren zuverlässigen Beobachter der Lebensweise der tasmanischen Eingeborenen sind sich darüber einig, daß die Eingeborenen den Genuß von Fischen verschmähten und, wenn ihnen von Europäern gebackene oder gekochte Fische angeboten wurden, diese mit Abscheu zurückwiesen. Zwar erzählen einige englische Ansiedler, daß sie gesehen hätten, wie die Frauen im Wasser Fische gefangen hätten, aber, wie sich bei näherer Betrachtung herausstellte, verstehen sie darunter »Shellfishes« (Schalthiere), besonders Krebse, Hummern und verschiedene Arten von Meer- und Seeohren (Salotiz). Diese wie auch die einheimischen Austern wurden freilich von den Eingeborenen gern gegessen und bildeten einen Hauptteil ihrer Nahrung.

Die Tasmanier lebten also noch völlig auf der sogenannten Jagdstufe. Die Jagd auf die Urwaldtiere lieferte ihnen nebst dem Einsammeln von Früchten und Schalthieren ihre wichtigste Nahrung. Da ihre Wurfspeere und Wurfskeulen nicht weit reichten, durchweg nur ungefähr 50 Meter, und in solcher Entfernung größere Tiere nur selten sofort tödlich verwundeten, bestand ihre Jagd meist in einem Umstellen und Heranschleichen an das Wild. Es jagte deshalb auch fast nie ein Mann allein, sondern in Gemeinschaft mit drei, vier, fünf anderen.

(Fortsetzung folgt)